

EDWARD RUTHERFURD

Im Rausch der Freiheit



**Edward  
Rutherford**

**Im Rausch  
der Freiheit**

Roman

Aus dem Englischen von  
Giovanni und Ditte Bandini

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: New York  
Originalverlag: Century, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

2. Auflage 2012  
Copyright 2009  
by Edward Rutherford  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2012  
by Karl Blessing Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-89667-439-5

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

# INHALT

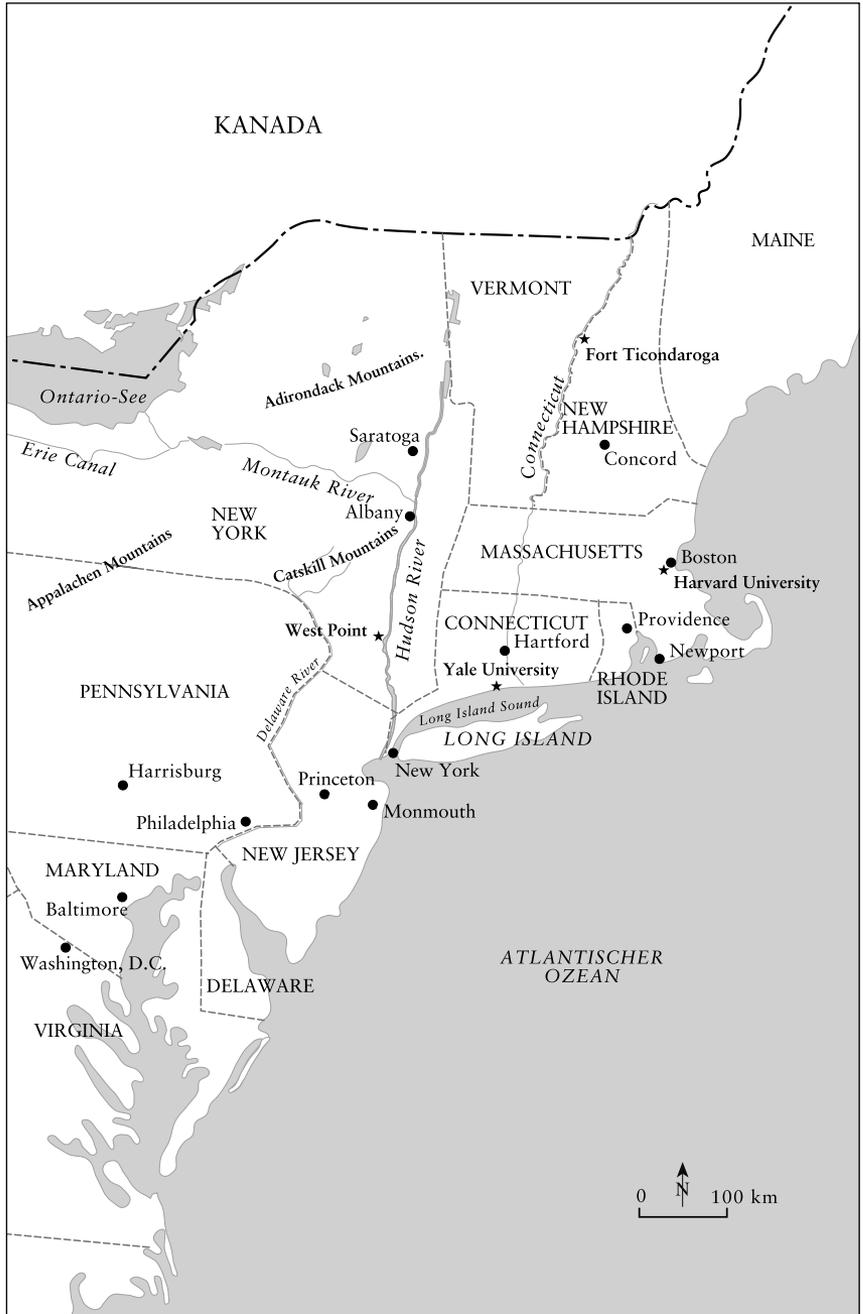
## TEIL I

NEU-AMSTERDAM (1664) .....	15
AUS DEM LEBEN VON QUASH .....	80
DAS MÄDCHEN AUS BOSTON (1735) .....	171
DAS MÄDCHEN AUS PHILADELPHIA (1741) .....	205
MONTAYNE'S TAVERN (1758) .....	226
LONDON (1759) .....	244
ABIGAIL (1765) .....	268
DER LOYALIST (1770) .....	296
DER PATRIOT .....	331
VANESSA .....	337
KRIEG (MÄRZ 1776) .....	352
DAS GROSSE FEUER (1776) .....	385
LIEBE (JULI 1777) .....	390
DIE HAUPTSTADT (1790) .....	475

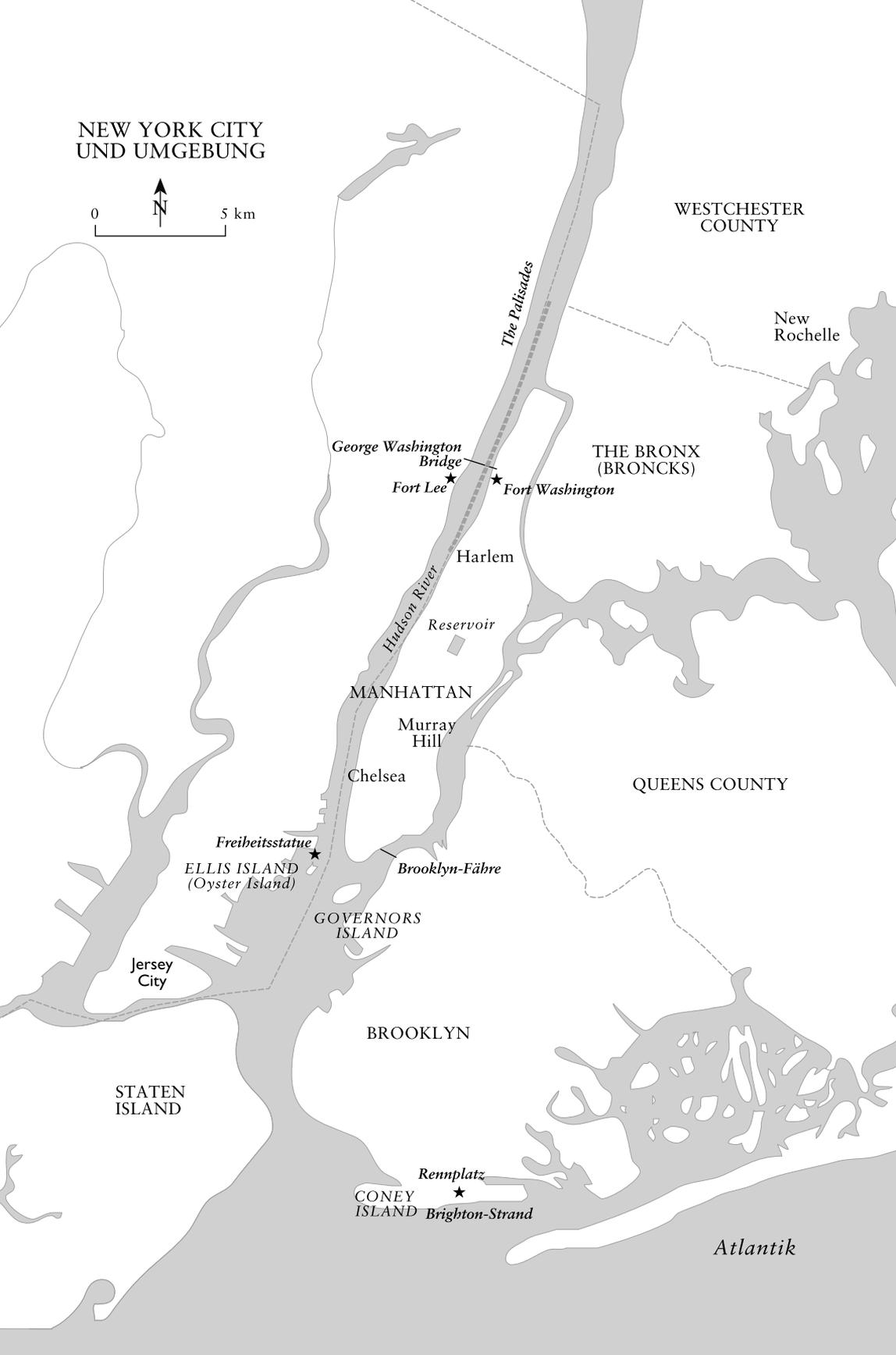
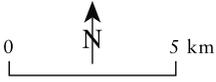
## TEIL II

NIAGARA FALLS (1825) .....	489
FIVE POINTS (1849) .....	504
CRYSTAL PALACE (1853) .....	526
LINCOLN (1860) .....	552
STADT IN AUFRUHR (1863) .....	566
MONDSCHNEINPSALM (1871) .....	656
DER BLIZZARD (1888) .....	678
BESUCH AUS ENGLAND (1896) .....	733
DIE CARUSOS (1901) .....	747
EMPIRE STATE (1917) .....	849
SARAH ADLER (1953) .....	952
VATER UND SOHN (1968) .....	1015
NACH EINBRUCH DER DUNKELHEIT (1977) .....	1031
GEBURT (1987) .....	1061
MILLENNIUM .....	1079
DAS GESELLSCHAFTSSPIEL (8. SEPTEMBER 2001) .....	1092
DIE TÜRME .....	1112
EPILOG .....	1138
NACHWORT .....	1148
DANKSAGUNG .....	1151

*Dieses Buch widme ich,  
mit dem Dank eines ganzen Lebens,  
Eleanor Janet Winth.*



NEW YORK CITY  
UND UMGEBUNG



WESTCHESTER  
COUNTY

New  
Rochelle

THE BRONX  
(BRONCKS)

George Washington  
Bridge

Fort Lee

Fort Washington

Harlem

Reservoir

MANHATTAN

Murray  
Hill

Chelsea

QUEENS COUNTY

Freiheitsstatue

ELLIS ISLAND  
(Oyster Island)

Brooklyn-Fähre

GOVERNORS  
ISLAND

Jersey  
City

BROOKLYN

STATEN  
ISLAND

Rennplatz

CONEY  
ISLAND

Brighton-Strand

Atlantik



↑ Columbia University

↑ Cotton Club

HARLEM

EL

Solomon R. Guggenheim Museum

Metropolitan Museum of Art

UPPER EAST SIDE

UPPER WEST SIDE

CENTRAL PARK

THEATER DISTRICT

MIDTOWN

CHELSEA

MURRAY HILL

EAST VILLAGE

LOWER EAST SIDE

GREENWICH

SOHO

TRIBECA

LITTLE ITALY

CHINA TOWN

City Hall

FINANCIAL DISTRICT

Federal Hall

World Trade Center

Trinity Church

NY Stock Exchange

J.P. Morgan

BROOKLYN HEIGHTS

QUEENS

BROOKLYN

### NEW YORK IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT







# TEIL I



## NEU-AMSTERDAM

1664

**D**as also war die Freiheit.

Das Kanu schwamm mit dem Ebbestrom des Flusses, Wasser klatschte gegen den Bug. Dirk van Dyck sah das kleine Mädchen an und fragte sich: War diese Reise ein schrecklicher Fehler?

Großer Fluss, der ihn nach Norden rief. Großer Himmel, der ihn nach Westen rief. Land der vielen Flüsse, Land der vielen Berge, Land der vielen Wälder. Wie weit zog es sich hin? Niemand wusste es genau. Hoch über den Adlern konnte einzig die Sonne auf ihrer ungeheuren Reise nach Westen dieses Land in seiner Gänze überblicken.

Ja, hier hatte er die Freiheit gefunden und die Liebe, hier in der Wildnis. Van Dyck war ein großer, kräftiger Mann. Er trug Schlumperhosen, Stulpenstiefel und über dem Hemd eine Lederweste. Jetzt, wo sie sich dem Hafen näherten, hatte er einen breitrempigen Hut mit einer Feder aufgesetzt. Er starrte das Mädchen an.

Seine Tochter. Kind seiner Sünde. Seiner Sünde, für die er, wie die Religion sagte, bestraft werden musste.

Wie alt war sie? Zehn, elf? Sie war so aufgeregt gewesen, als er eingewilligt hatte, sie mit flussabwärts zu nehmen. Sie hatte die Augen ihrer Mutter. Ein bildhübsches Indianerkind. »Bleiche Feder« nannten sie ihre Leute. Nur ihre helle Haut verriet den Rest der Geschichte.

»Bald sind wir da.« Der Niederländer sprach auf Algonkin, der Sprache der dortigen Stämme.

Neu-Amsterdam. Ein Handelsposten. Ein Fort und ein kleines Städtchen hinter einer Palisade. Aber dennoch wichtig im weltumspannenden Handelsimperium der Niederlande.

Van Dyck war stolz darauf, Niederländer zu sein. Ihr Land mochte klein sein, aber die unbeugsamen Niederländer hatten sich gegen die mächtigen spanischen Besatzer erhoben und die Unabhängigkeit erkämpft. Sein Volk hatte die gewaltigen Deiche gebaut und damit der tobenden See riesige Flächen fruchtbareren Landes abgetrotzt. Die seefahrenden Niederländer hatten ein Handelsimperium aufgebaut, das den Neid aller Reiche erregte. Ihre Städte – Amsterdam, Delft, Antwerpen –, in denen hohe, schmale Giebelhäuser stattliche Kanäle und Wasserwege säumten, waren in diesem Goldenen Zeitalter Rembrandts und Vermeers Zufluchtsorte für Künstler, Gelehrte und Freidenker aus ganz Europa. Ja, er konnte auf seine Herkunft stolz sein.

An seinem Unterlauf war der große Fluss tideabhängig. An diesem Morgen floss er hinunter zum Ozean. Am Nachmittag würde er umschlagen und nach Norden zurückfließen.

Das Mädchen schaute nach vorn, flussabwärts. Van Dyck saß ihr zugewandt, an einen hohen Haufen Felle gelehnt, größtenteils Biberfelle, der den Mittelteil des Kanus füllte. Das Kanu war groß und breit, mit Bordwänden aus Baumrinde, robust, aber leicht. Vier Indianer paddelten, zwei vorn, zwei achtern. In kurzem Abstand folgte ihnen ein zweites Boot, bemannt mit seinen eigenen Männern, den Strom hinab. Er war gezwungen gewesen, dieses indianische Kanu anzumieten, um die ganzen Waren, die er gekauft hatte, überhaupt transportieren zu können. Stromaufwärts war der Spätfrühlingshimmel gewittrig; über ihnen graue Wolken. Aber vor ihnen glänzte hell das Wasser.

Ein plötzlicher Sonnenstrahl blitzte hinter einer Wolke auf. Der Fluss machte ein klopfendes Geräusch an der Bordwand. Wie eine Eingeborenentrommel, die ihn warnte. Die Brise prickelte an seinem Gesicht, leicht wie perlender Wein. Er sprach wieder. Er wandte sich erneut an seine Tochter. Er wollte ihre Gefühle nicht verletzen, aber er musste sie warnen.

»Du darfst nicht sagen, dass ich dein Vater bin.«

Das Mädchen blickte hinunter auf den kleinen Anhänger, den sie um den Hals trug. Ein winziges Gesicht, geschnitzt aus Speckstein, rot und schwarz bemalt. Das Gesicht hing, nach indianischer Sitte, kopfunter. Eigentlich logisch: Wenn man den Anhänger hochhob, um ihn anzusehen, starrte einem das Gesicht richtig herum entgegen. Es stellte eine indianische Gottheit dar, den Maskierten, den Herr des Waldes, den Wahrer des Gleichgewichts der Natur.

Bleiche Feder gab keine Antwort, sondern schaute nur hinab auf ihr Amulett. Woran dachte sie? Verstand sie seine Warnung? Er konnte es nicht erkennen.

Über die felsigen Klippen hinweg, die sich wie eine hohe steinerne Palisade das westliche Ufer entlangzogen, kam jetzt ein fernes Donnerrollen. Das kleine Mädchen lächelte. Als Männer der See, dachte der Niederländer, mochten seine Landsleute den Donner nicht. Ihnen brachte er nur Gefahren und Ängste. Doch die Indianer waren klüger. Sie wussten, was es bedeutete, wenn der Donner sprach: Die Götter, die im untersten der zwölf Himmel wohnten, kämpften gerade, um die Welt vor dem Übel zu beschützen.

Das Geräusch hallte das Flusstal hinunter und verklang. Bleiche Feder ließ das Amulett wieder aus der Hand gleiten, eine winzige Geste voll Anmut, und schaute auf.

»Werde ich deine Frau kennenlernen?«

Dirk van Dyck schnappte leicht nach Luft. Seine Frau Margaretha hatte keine Ahnung, dass er schon so nah war. Er hatte ihr seine Rückkehr nicht angekündigt. Aber konnte er wirklich hoffen, das Mädchen an Land zu bringen und es vor seiner Frau verbergen zu können? Er musste verrückt gewesen sein. Unbeholfen drehte er sich herum und starrte den Fluss hinab. Sie hatten schon das nördliche Ende des schmalen Territoriums namens Manhattan erreicht, und die Tide riss sie mit sich. Zum Umkehren war es jetzt zu spät.

~

Margaretha de Groot tat einen langsamen Zug aus der Tonpfeife, die sie zwischen den sinnlichen Lippen hielt, sah den Mann mit dem Holzbein nachdenklich an und fragte sich, wie es wohl wäre, mit ihm zu schlafen.

Groß gewachsen, straff, entschlossen, mit durchdringenden Augen mochte er zwar grau sein und mittlerweile weit im mittleren Alter, doch immer noch hatte er eine Aura von Unbeugsamkeit. Und sein Holzbein – das war eine Auszeichnung, ein Ausweis seiner Tapferkeit in der Schlacht. Diese Wunde hätte manch einen Mann getötet, nicht aber Pieter Stuyvesant. Er ging die Straße überraschend schnell entlang. Als Margaretha auf das harte, polierte Holz starrte, spürte sie, wie sie leicht erschauerte, doch er sah es nicht.

Was hielt er wohl von ihr? Sie gefiel ihm, da war sie sich sicher. Sie war eine schöne, vollbusige Frau in den Dreißigern mit einem breiten Gesicht und langen blonden Haaren. Aber sie war nicht fett geworden wie so viele andere ihrer Herkunft. Sie hatte noch immer eine gute Figur und durchaus etwas Wollüstiges an sich. Und was ihre Neigung zu einem gelegentlichen Pfeifchen anging – die meisten Niederländer rauchten Pfeife und ihre Frauen nicht minder.

Er sah sie, blieb stehen und lächelte.

»Guten Morgen, Greet.« Greet. Welch vertrauliche Anrede. Wie die meisten Niederländerinnen war Margaretha van Dyck normalerweise unter ihrem Mädchennamen bekannt, Margaretha de Groot; und diese Anrede hatte sie eigentlich von ihm erwartet. Natürlich kannte er sie, seit sie ein junges Mädchen war. Aber trotzdem ... Er war doch sonst ein so förmlicher Mensch. Sie errötete fast. »Sie sind noch immer allein?«

Sie stand vor ihrem Haus, einem typischen niederländischen Stadthaus: einem schlichten rechteckigen Gebäude, zweistöckig, mit hölzernen Seitenwänden und der schmalen Giebelfront, die zur Straße ging. Diese Fassade wies ein hübsches Muster aus schwarzem und gelbem Backstein auf. Ein paar steile Stufen führten zur großen Haustür hinauf, die durch ein Vordach geschützt war. Das war die holländische *stoep* oder wie man später schrieb: *stoop*, die Freitreppe. Die Fenster waren nicht groß, aber das Ganze wirkte durch den hohen Stufengiebel, den die Nie-

derländer so sehr liebten, eindrucksvoll, und der Dachfirst war durch eine Wetterfahne bekrönt.

»Ihr Ehemann ist noch immer auf dem Fluss?«, wiederholte Stuyvesant.

Sie nickte.

»Wann kehrt er zurück?«

»Wer weiß?« Jetzt zuckte sie mit den Schultern. Sie konnte ihrem Mann schwerlich vorwerfen, dass seine Geschäfte ihn nach Norden führten. Der Handel mit Fellen, insbesondere den hochbegehrten Biberfellen, hatte einen solchen Aufschwung genommen, dass die ortsansässigen Indianer ihre Wälder fast leer gejagt hatten. Oft musste Dirk weit ins nördliche Hinterland fahren, um sich seine Ware bei den Irokesen zu beschaffen. Und er war bemerkenswert erfolgreich.

Aber musste er unbedingt immer so lange fortbleiben? In der ersten Zeit ihrer Ehe hatten seine Reisen lediglich ein paar Wochen gedauert. Nach und nach war die Dauer seiner Abwesenheit immer länger geworden. Wohnte er zu Hause, war er ein guter Ehemann, aufmerksam ihr und liebevoll seinen Kindern gegenüber. Aber sie konnte nicht umhin, sich vernachlässigt zu fühlen. Erst an dem Morgen hatte ihre kleine Tochter sie gefragt, wann ihr Vater denn heimkommen würde. »So bald er nur kann«, hatte sie lächelnd geantwortet. »Darauf kannst du dich verlassen.« Ingeheim fragte sie sich, ob er sie mied oder ob es gar andere Frauen in seinem Leben gab?

Treue war Margaretha de Groot wichtig. Insofern war es nicht verwunderlich, dass sie in ihrer Angst, ihr Mann könnte ihr untreu sein, sich sagte, dass er sittlich schwach sei, und, von Trost in rechtschaffeneren Armen träumend, einer inneren Stimme zu flüstern gestattete: »Wäre er doch nur ein Mann wie Gouverneur Stuyvesant!«

»Es sind schwierige Zeiten, Greet.« Stuyvesants Miene verriet keine Traurigkeit, aber Margaretha hörte sie aus seiner Stimme heraus. »Sie wissen, dass ich Feinde habe.«

Er vertraute sich ihr an. Sie spürte ein kleines Aufwallen von Rührung. Sie hätte ihm am liebsten die Hand auf den Arm gelegt, aber sie wagte es nicht.

»Diese verfluchten Engländer.«

Sie nickte. Wenn sich das Handelsimperium der Niederländer auch von Niederländisch-Indien bis nach Amerika erstreckte, lagen die englischen Kaufleute doch nicht weit zurück. Gelegentlich schlossen sich die beiden protestantischen Länder gegen ihre gemeinsamen Feinde zusammen, die katholischen Königreiche Spanien und Portugal; meistens aber waren sie Rivalen. Fünfzehn Jahre zuvor, als König Karl von England durch Oliver Cromwell und seine gottesfürchtige Armee entthront – und enthauptet – worden war, hatte sich die Rivalität verschärft. Die Niederländer trieben einen lukrativen Sklavenhandel zwischen Afrika und der Karibik. Cromwells Mission war klar. »Der Sklavenhandel muss England gehören.«

Viele ehrliche Niederländer fragten sich, ob dieser brutale Menschenhandel moralisch vertretbar sei; die guten englischen Puritaner kannten keinerlei derartige Bedenken. Und schon bald hatte Cromwell den Spaniern Jamaika abgejagt, um es als Stützpunkt für den Sklavenhandel zu nutzen. Auch als Cromwell vor nunmehr sechs Jahren gestorben war und zwei Jahre später ein zweiter König Karl den englischen Thron bestiegen hatte, war diese Politik unverändert fortgeführt worden. Schon hatte Neu-Amsterdam die Nachricht erreicht, dass die Engländer die niederländischen Sklavenhäfen an der Küste von Guinea angriffen. Und über den Ozean ging das Gerücht, dass sie den Niederlanden nicht nur den Sklavenhandel, sondern auch ihre Hafenstadt Neu-Amsterdam abnehmen wollten.

Groß war Neu-Amsterdam zwar nicht: ein Fort, ein paar Windmühlen, eine Kirche mit einem spitzen Turm; es gab eine Gracht – nun, ja eigentlich eher ein überbreiter Straßengraben – und ein paar von spitzgiebligen Häusern gesäumte Straßen, die zusammen mit ein paar bescheidenen Gemüse- und Blumengärten von einem Wall beschirmt wurden, der in west-östlicher Richtung über den Südzipfel Manhattans verlief. Doch es hatte eine Geschichte. Zehn Jahre, bevor die *Mayflower* auch nur in See gestochen war, hatte die Niederländische Westindien-Kompanie den Wert des großen natürlichen Hafens erkannt und dort einen Handelsposten gegründet. Und jetzt, nach einem halben Jahrhun-

dert stockender Entwicklung, war daraus ein blühendes Hafenstädtchen geworden, zu dem etliche in einem Umkreis von mehreren Dutzend Meilen verstreute Außensiedlungen gehörten – ein Territorium, das die Niederländer *Nieuw Nederland* oder Neu-Niederlande nannten.

Es besaß schon einen eigenen Charakter. Zwei Generationen lang hatten die Niederländer und ihre Nachbarn, die protestantischen französischsprachigen Wallonen, um die Unabhängigkeit vom katholischen Spanien gekämpft. Und sie hatten gewonnen. Niederländer und Wallonen siedelten sich daraufhin zusammen in Neu-Amsterdam an. Es war ein Wallone gewesen, Pierre Minuit, der vier Jahrzehnte zuvor mit den Eingeborenen das Recht ausgehandelt hatte, sich auf der Insel Manhattan niederzulassen. Das Städtchen war vom ersten Augenblick an vom zähen, unabhängigen Geist protestantischer Kaufleute durchdrungen gewesen.

Vor allem hatte es eine unschätzbare Lage. Für ein militärisch geschultes Auge bot das Fort vielleicht keinen besonders eindrucksvollen Anblick, aber es beherrschte die Südspitze der Insel Manhattan, die in die breiten Gewässer eines herrlichen, geschützten natürlichen Hafens hineinragte. Das Fort bewachte die Zufahrt zu dem großen Nordfluss.

Und Pieter Stuyvesant war dessen Herrscher.

Der englische Feind war nicht mehr fern. Die Neuengländer aus Massachusetts und vor allem die aus Connecticut mit ihrem hinterhältigen Gouverneur Winthrop versuchten ständig, den niederländischen Außensiedlungen Land abzuknapsen. Als Stuyvesant den festen Wall und die Palisade am Nordrand der Stadt bauen ließ, erklärte man den Neuengländern höflich: »Der Wall ist nur dazu da, die Indianer abzuschrecken.« Aber niemand fiel darauf herein. Der Wall war dazu da, die Engländer fernzuhalten.

Der Gouverneur fixierte Margaretha immer noch.

»Ich wünschte, die Engländer wären meine einzigen Feinde.«

Ach, der arme Mann! Er war viel zu gut für die nichtsnutzigen Menschen von Neu-Amsterdam.

In der Stadt wohnten an die fünfzehnhundert Menschen. Rund sechshundert Niederländer und Wallonen. Dreihundert Deutsche und fast ebenso viele Engländer, die sich dafür entschieden hatten, unter nie-

derländischer Herrschaft zu leben. Der Rest kam aus allen Ecken und Enden der Welt. Auch ein paar Juden lebten hier. Und unter ihnen allen: Wie viele echte, aufrechte, rechtschaffene Männer gab es? Nicht viele, wenn man Margaretha fragte.

Sie selbst war nicht sehr gottesfromm. Die niederländische reformierte Kirche war streng und kalvinistisch; Margaretha folgte nicht immer ihren Geboten. Doch sie bewunderte die wenigen starken Männer, die das schafften – Männer wie Bogard, der alte Pastor oder *dominee*, und Stuyvesant. Wenigstens waren sie Garanten für Ordnung.

Als Stuyvesant gegen den exzessiven Alkoholgenuss in der Stadt einschritt, einige der heidnischeren Volksfeste verbot oder versuchte, die Stadt frei von diesen albernen Quäkern oder elenden Wiedertäufern zu halten – hatten ihn da die Kaufleute etwa unterstützt? Kaum einer. Nicht einmal auf die Niederländische Westindien-Kompanie, in deren Diensten er stand, war Verlass. Als aus Brasilien einige sephardische Juden ankamen und Stuyvesant ihnen sagte, sie sollten sich woandershin verfügen, wies ihn die Kompanie zurecht: »Lassen Sie sie rein. Sie beleben das Geschäft.«

Niemand konnte bestreiten, dass er ein guter Gouverneur war. Seine Vorgänger im Amt waren größtenteils korrupte Hanswursts gewesen. Einer von ihnen hatte sogar einen unnötigen Krieg mit den Indianern vom Zaun gebrochen, der fast das Ende der Kolonie bedeutet hätte. Stuyvesant aber hatte gelernt, weise zu herrschen: Im Norden hielt er die Engländer in Schach. Im Süden hatte er mit einer aufmüpfigen schwedischen Kolonie am Schuylkill-Fluss, die zu einem Ärgernis zu werden drohte, kurzen Prozess gemacht. Er hatte den Zuckerhandel gefördert und angefangen, mehr Sklaven einzuführen. Jedes Schiff aus den Niederlanden führte als Ballast die allerbesten holländischen Backsteine mit, aus denen dann die Häuser der Stadt gebaut wurden. Die Straßen waren sauber, es gab inzwischen ein kleines Hospital, und die Schule hatte einen Lateinlehrer.

Aber waren diese Leute etwa dankbar? Aber nein! Sie nahmen ihm seine Macht übel. Sie bildeten sich sogar ein, sie könnten sich selbst regieren, die Dummköpfe! Waren diese Männer überhaupt fähig zu regieren? Da hatte sie ihre Zweifel.

Der Schlimmste von ihnen war ein doppelzüngiger Anwalt gewesen, van der Donck. Den *jonker* nannten sie ihn: den Junker. Er war derjenige, der immer hinter dem Rücken des Gouverneurs intrigierte, der Briefe an die Westindien-Kompanie schickte und Beschwerden in die Öffentlichkeit trug – alles nur, um Stuyvesant zu Fall zu bringen. Und mit welchem Ziel? »Der Jonker liebt die Freiheit«, pflegte ihr Ehemann zu erklären. »Ihr seid alle Dummköpfe!«, rief Margaretha dann aus. »Er liebt nur sich selbst. Wenn ihr ihm auch nur die kleinste Gelegenheit dazu gebt, wird er anstelle von Stuyvesant euch regieren.«

Glücklicherweise war es dem Jonker nicht gelungen, Stuyvesant zu vernichten, er hatte es allerdings geschafft, ein großes Landgut nördlich der Stadt in die Hände zu bekommen. Er hatte sogar ein Buch über die Neu-Niederlande geschrieben, das, wie ihr Mann ihr versicherte, lesenswert sei. Der elende Wicht war inzwischen – Gott sei's gedankt! – tot und begraben. Aber die Menschen von Neu-Amsterdam nannten sein großes Landgut nach wie vor »Des Jonkers Land«, als ob der Kerl noch am Leben wäre. Und sein Beispiel hatte die Kaufleute so angesteckt, dass Stuyvesant ihrer Ansicht nach am besten keinem Einzigen von ihnen hätte trauen dürfen.

Die Augen des Gouverneurs ruhten unverwandt auf ihr.

»Kann ich auf Sie zählen, Greet?«

Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus. »O ja.«

Natürlich war er glücklich verheiratet. Zumindest nahm sie das an. Wie es aussah, lebten er und Judith Bayard auf ihrer *bouwerij*, wie die Holländer ihre Bauernhöfe nannten, in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit. Judith, älter als Pieter, war diejenige gewesen, die ihn, nachdem er sein Bein verloren hatte, wieder gesund gepflegt und ihn anschließend geheiratet hatte. Soweit Margaretha wusste, hatte er eine einzige Liebschaft gehabt, und das war in seiner Junggesellenzeit gewesen, lange bevor er Judith kennenlernte. Damals hatte es einen kleinen Skandal gegeben. Sie schätzte ihn dafür nur umso mehr. Ohne den kleinen Skandal wäre er vielleicht ein kalvinistischer Geistlicher geworden wie sein Vater, anstatt zur Westindien-Kompanie zu gehen und auf den Meeren sein Glück zu suchen.

»Und Ihr Mann? Kann ich auf *ihn* zählen?«

»Mein Mann?« Wo immer er gerade sein mochte. Hauptsache, nicht in ihrer Nähe, wie es schien.

Tja, das würde sich schon bald ändern. Während seiner Abwesenheit hatte sie über die Sache nachgedacht und eine Zukunft für ihn entworfen, die weit zufriedenstellender sein würde. Es war ein Glück, dass die niederländischen Sitten den Frauen weit mehr Freiheit – und Macht – einräumten, als ihre Geschlechtsgenossinnen in den meisten anderen Ländern genossen. Und gedankt sollte Gott sein für die niederländischen Eheverträge! Sie hatte ein paar sehr genaue Pläne für Dirk van Dyck parat, wenn er erst wieder nach Hause kam.

»O ja«, sagte sie. »Er wird tun, was ich sage.«

»Ich gehe hinunter zum Fort«, sagte Stuyvesant. »Würden Sie mich begleiten?«

~

London. Ein strahlender Frühlingstag. Die Themse war ein Wald von Masten. Thomas Master starrte auf das Schiff, das vor ihm festgemacht lag, und versuchte, zu einer Entscheidung zu gelangen.

In seiner Hand lag der Brief, in dem sein Bruder Eliot ihn vom Tod ihres Vaters unterrichtete. Tom war zu ehrlich, um sich einzureden, er sei darüber traurig. Er war zweiundzwanzig, und jetzt war er frei.

Also was sollte es werden? England oder Amerika?

Zu seiner Linken erhob sich, schweigend, verschlossen, die gewaltige graue Masse des Tower of London. Als er einen Blick nach hinten warf, schien das lang gestreckte, hohe Dach der Saint Paul's Cathedral Missfallen auszudrücken. Aber worüber? Zweifellos über ihn. Nach London war er schließlich mit Schimpf und Schande geschickt worden.

Dreißig Jahre früher, als Adam Master von der englischen Ostküste und Abigail Eliot aus dem Westland sich in London kennengelernt hatten, waren sich diese zwei ernsthaften jungen Puritaner einig gewesen, dass die Hauptstadt von England ein abscheulicher Ort sei: König Karl I. saß auf dem Thron; er hatte eine französische Katholikin zur Frau und versuchte, England wie ein Despot zu regieren. Und sein Ratgeber

William Laud, Erzbischof von Canterbury, war fest entschlossen, alle Engländer zu zwingen, sich den prunkvollen Zeremonien und der hofartigen Autorität einer anglikanischen Kirche zu unterwerfen, die sich von der papistischen nur durch den Namen unterschied. Nach ihrer Heirat hatten Adam und Abigail noch ein paar Jahre lang in London ausgeharrt, in der Hoffnung, die Dinge könnten sich zum Besseren wenden. Doch für Puritaner waren nur immer schlimmere Zeiten gekommen. Und so hatten sich Adam und Abigail Master der großen Auswanderungswelle nach Amerika angeschlossen.

Schon seit zwei Generationen suchten Engländer in Virginia ihr Glück. Zu der Zeit, als im Globe Theatre, am Südufer der Themse, Shakespeares Stücke aufgeführt wurden, rauchte die Hälfte der Bevölkerung Londons in ihren Tonpfeifen Virginiatabak. Doch die Anzahl der Menschen, die tatsächlich nach Virginia ausgewandert waren, blieb vorerst bescheiden. Ein paar Kühne hatten sich nach Massachusetts gewagt; auch andernorts waren Siedlungen entstanden. Aber von einer Auswanderungswelle konnte noch nicht die Rede sein.

In der zweiten Hälfte von König Karls Regierung allerdings änderte sich die Lage drastisch. Die englischen Puritaner fingen an, das Land zu verlassen. Aus dem Süden, dem Osten, dem Westen kamen sie in Scharen, manchmal einzelne Familien, manchmal ganze Gemeinden, und segelten über den Atlantik. Es verging kaum eine Woche, in der kein Schiff von dem einen oder anderen Hafen aus in See stach. Auf diese Weise verlor König Karl ab Mitte der 1630er-Jahre rund ein Fünftel seiner Untertanen. Gentlemen wie Winthrop, gut situierte junge Männer wie der Theologe John Harvard, Kaufleute und Handwerker, Arbeiter und Prediger mit ihren Frauen und Kindern und Bedienten – sie alle schifften sich nach Amerika ein, um König Karl und seinem Erzbischof zu entkommen. Dies war die erste wirkliche Besiedlung der amerikanischen Kolonien, und sie spielte sich in wenig mehr als einem Jahrzehnt ab.

König Karl schien dieser Verlust nie Verlegenheiten bereitet zu haben. Ja, es war gar kein Verlust; eher ein Gewinn. Anstatt ihm im Lande, wo er versuchte, seine autoritäre Herrschaft zu etablieren, Ärger zu machen,

waren diese Menschen so höflich gewesen, loszuziehen und ihm ein gewaltiges neues Herrschaftsgebiet zu erschließen: Wo immer sie sich in diesem riesigen, unerforschten amerikanischen Kontinent auch niederließen, entstand englisches Neuland; denn die Auswanderer waren und blieben Karls Untertanen, jeder Einzelne von ihnen. Was die Kultfreiheit anbelangte, die sie genossen, so bekam man im Mutterland nichts davon mit, und zu gegebener Zeit würde sie sich wahrscheinlich zurechtstutzen lassen.

Adam und Abigail Master waren nach Boston gezogen. Die strenge, mitunter grausame Frömmigkeit der Gemeinde hatte ihnen zugesagt. Es ging ihnen schließlich nicht um Toleranz; ihr Ziel war es, das Reich Gottes zu errichten. Und ihr ältester Sohn Eliot hatte ihnen in dieser Hinsicht gewissenhaft nachgeeifert. Lernbegierig, umsichtig, entschlossen war Eliot all das, was sich ein Bostoner Vater nur wünschen konnte. Doch mit Tom war es viel schwieriger.

Tom Master war ein blonder, blauäugiger Bursche. Obwohl er leicht vorstehende Zähne hatte, fanden ihn die Frauen anziehend. Als kleiner Junge war er schwächling, ständig in Bewegung, erfinderisch. Doch als er das Mannesalter erreichte, verriet sein ganzes Auftreten einen wachen und weltoffenen Verstand. Er strotzte vor Energie. Sein Betragen allerdings und seine Freundeswahl ließen viel zu wünschen übrig.

Denn schon in jenen frühen Tagen der Kolonie gab es, wie man bestehen muss, Menschen – Seefahrer und Fischer, Kaufleute und Bauern, ganz zu schweigen von den untersten Schichten –, denen es mehr um das Geld ging, das sich in Massachusetts verdienen ließ, als um die Rettung ihrer Seele. Die Gemeinde setzte ihren Willen so weit wie möglich durch, aber es gab viele Abtrünnige.

Und dem jungen Tom schien es zum großen Bedauern seiner Eltern und seines Bruders Eliot vorbestimmt zu sein, geradewegs in die Hölle zu wandern. Er bereitete sich nicht auf den Unterricht vor. Er war begabt, indes fehlte ihm jeder Ehrgeiz. Er betrank sich und verkehrte in schlechter Gesellschaft. Einmal schwänzte er sogar den Sonntagsgottesdienst. Und obwohl er des Öfteren zur Rute gegriffen hatte, musste sein Vater schließlich einsehen, dass dies alles keine Frage der Disziplin

oder Zucht war. Es gab etwas in Tom, tief in seiner Seele, das man einfach nicht ändern konnte.

Adam Master hatte sich eine gute, solide Anwaltskanzlei aufgebaut und ein Landgut gekauft. Er besaß ein Schiff. Eliot hatte Jura studiert, wollte aber Prediger werden. Tom war bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben worden und zeigte Talent für den Handel. Das war wenigstens etwas.

Doch zwei Ereignisse brachen seinem Vater schließlich das Herz. Das erste trug sich zu, als seine Frau im Sterben lag. Sie hatte nach ihrem zweiten Sohn geschickt und ihn dann, in Gegenwart seines Vaters, angefleht, Umkehr zu tun. Um seiner selbst willen – und um ihr zu helfen, in Frieden zu scheiden – sollte er, so flehte Abigail ihn an, ihr versprechen, dass er sein Leben lang keinen Tropfen Branntwein mehr anrühren werde. Durch diesen ersten Schritt, hoffte sie, würde er vielleicht doch noch auf den rechten Weg zurückfinden. Und was bekam sie da zu hören?

»Ach, verdammt, Ma! Du weißt doch, dass ich dir das nicht versprechen kann.« Diese Worte hatte er seiner Mutter auf ihrem Sterbebett zugemutet. Das hatte Adam ihm nie verzeihen können. Er schalt ihn nicht, denn er wusste, dass Abigail das nicht gewollt hätte. Er blieb höflich. Er tat alles, was ein Vater tun sollte. Aber er wusste, dass Tom durch und durch verdorben war.

Als also Tom, im Alter von neunzehn, mit der Ehefrau eines ehrenwerten Kapitäns – des Kapitäns eben jenes Schiffes, das Adam gehörte –, der gerade auf See war, seine erste Liebschaft genoss, überwand sich sein Vater dazu, die Sache, um Eliots willen, nicht an die große Glocke zu hängen. Aber er erklärte dem jungen Tom, dass er Massachusetts umgehend verlassen müsse. Er hatte ihn, mit einem nicht gerade enthusiastischen Einführungsbrief ausgestattet, zu einem mit ihm bekannten Kaufmann nach London geschickt. Und dazu mit der Anweisung, nie wieder zurückzukehren.

Tom war zurück in die Alte Welt verbannt worden. Für die Neue war er nicht gut genug.

London gefiel Tom vom ersten Moment an. Diese vibrierende Stadt lag ihm. Obwohl Oliver Cromwell und die Puritaner zehn Jahre lang

über England geherrscht hatten, war das große Experiment einer Regierung ohne einen König letztlich in Chaos und Kriegsrecht versunken. Als Tom ankam, hatten die Engländer bereits den Sohn des toten Königs, einen zweiten Karl, wieder auf den Thron gehoben. Und König Karl II. war ein munterer Geselle. Sein jüngerer Bruder Jakob, der Herzog von York, mochte hochmütig und steif sein, aber der König selbst war geschmeidig und klug. Er hatte keine Ambitionen, wie sein Vater auf dem Schafott zu enden. Nach jahrelangem Exil wollte er sich amüsieren und war froh, wenn seine Untertanen das ebenfalls taten. Er liebte die Frauen, Pferderennen und das Theater. Außerdem interessierte er sich ernsthaft für die Wissenschaften.

Das London, das Tom empfing, lag auf der Wasserscheide zwischen zwei Welten: der mittelalterlichen und der modernen. Durch die Expansion der britischen Besitzungen in Übersee boten sich den geschäftstüchtigen Kaufleuten von London zahlreiche Gelegenheiten, ihr Glück zu machen. Reiche Aristokraten und Gentlemen gaben in der Mode den Ton an. Es wurden die verschiedensten Arten von Unterhaltung geboten. Ein Jahr lang war Tom sehr glücklich gewesen.

Und dennoch, nach einer Weile hatte er angefangen, sich nach Amerika zu sehnen. Nicht nach Boston oder seiner puritanischen Familie, wohl aber nach anderen, schwerer zu definierenden Vorzügen: einem Gefühl von Weite, von der Möglichkeit, die Welt neu zu erschaffen. Es war eine Sehnsucht nach Freiheit. Der Freiheit der Wildnis vielleicht. Er hätte dieses Gefühl nicht in Worte fassen können.

Jetzt, da sein Vater gestorben war, gab es vermutlich nichts, was ihn von der Rückkehr abhalten konnte.

Und da war noch eine weitere Entwicklung, die es zu bedenken galt. Hier in London kursierte das Gerücht, König Karl II. und sein Bruder Jakob würden sich neuerdings verstärkt für die amerikanischen Kolonien interessieren. Falls das zuträfe, wäre das ein zusätzlicher Grund für einen ehrgeizigen jungen Mann wie ihn, sich wieder nach Amerika zu wenden.

Was sollte er also machen? Sollte er bleiben und weiter die Annehmlichkeiten Londons genießen, oder sollte er sich über den Ozean wagen?

Es würde ein Kinderspiel sein, dem Handelsherrn, für den er arbeitete, weiszumachen, dass Eliot ihn, da ihr Vater tot war, zurückgerufen habe. Seine wenigen Habseligkeiten zu packen würde nicht viel Zeit erfordern. Das Schiff, vor dem er stand, legte am nächsten Tag ab mit Ziel Boston. Der Kapitän hatte noch eine Koje frei. Sollte er zugreifen?

Er hielt inne, lachte in sich hinein, zog eine Münze aus dem Beutel und warf sie in die Luft. Kopf: Boston. Zahl: London.

~

Oben im Norden ließ der Donner seine Stimme vernehmen. Aber voraus, dort wo der Strom das offene Wasser der Bucht erreichte, breitete sich ein See von flüssigem Gold aus.

Van Dyck hatte am vorigen Abend versucht, Bleiche Feder mithilfe einer Landkarte, die er für sich gezeichnet hatte, die Bedeutung des Ortes begreiflich zu machen. Er hatte mit dem Stiel seiner Pfeife gedeutet und erklärt.

»Dieser Strich, der gerade von oben nach unten verläuft, ist der Nordfluss. Viele Tage stromaufwärts gibt es große Seen und Wasserwege, die bis ganz hinauf zu den Regionen des Eises reichen. Links vom Fluss« – er strich mit der Pfeife waagrecht über das Papier – »liegt der ganze amerikanische Kontinent. Zu seiner Rechten«, und hier deutete er auf einen riesigen dreieckigen Landkeil, der mit der Spitze nach unten zeigte und dessen breite Basis weit in den Atlantik hineinragte, »sind die Territorien Connecticut, Massachusetts und viele andere Länder. Und hier neben ihnen ist der große Ozean, den meine Leute überquert haben.« Dann zog er mit seiner Pfeife eine Linie hinunter zur Südspitze des Keils und zeigte auf eine lange Insel, um die zwanzig Meilen breit und hundert Meilen von einem zum anderen Ende, gleichsam längsseits des Keils im Atlantik vertäut. Zwischen dieser Insel und dem Festland zog sich ein langer, geschützter Sund hin. »Rings um dieses Gebiet« – er umkreiste die Südspitze des Keils und das angrenzende Ende der Insel – »hat dein Volk viele Generationen lang gelebt. Und das« – er klopfte auf den südlichsten Zipfel des Keils – »ist Manhattan.«

*Manna hata*: Es war ein indianischer Name. Soweit er wusste, bedeutete er lediglich »die Insel«. Tatsächlich war es eine schmale Halbinsel; nur dass an ihrem nördlichen Ende eine enge, steile Schlucht einer Abzweigung des Nordflusses gestattete, sich zum Sund der Langen Insel hinüberzuschlängeln, wodurch die Halbinsel Manhattan streng genommen wirklich zu einer Insel wurde.

Ohne den gewaltigen Wellenbrecher, den die Lange Insel darstellte, wäre Manhattan der ungehemmten Gewalt des Atlantiks ausgesetzt gewesen. Doch dank diesem glücklichen Umstand gelangte der Nordfluss, wenn er die Spitze von Manhattan erreichte, in einen wunderbaren, geschützten natürlichen Hafen von rund vier Meilen Breite und sieben Meilen Länge – einen ausgedehnten Ankerplatz, den Seeleute unter dem Namen Obere Bucht kannten. Aber was noch besser war – wenn man durch die Enge am Süden der Bucht fuhr und in den Atlantik steuerte, passierte man zwei riesige Sandbänke, auf jeder Seite eine, die als äußere Wellenbrecher gegen die Dünung des Ozeans dienten und damit das stille Gewässer der Unteren Bucht schufen: so gewaltig groß, dass alle Schiffe dieser Welt dort ohne Schwierigkeiten hätten ankern können.

»Das ist das Tor zum Norden«, hatte er erklärt. Doch Bleiche Feder verstand nichts. Und obwohl er ihr weiter von Handel und Transport erzählte, sah er ihr an, dass sie die Bedeutung der Landkarte des Weißen Mannes nicht erfasste.

Weißer Männer waren seit den Tagen des Christoph Kolumbus immer wieder dorthin gekommen. Anfangs waren sie auf der Suche nach Gold gewesen oder hatten versucht, eine Route nach Asien zu finden. Einer von ihnen, der 1524 landete, war namentlich bekannt: Verazano; andere gerieten in Vergessenheit. Und sie waren auch nicht immer weiß: Der portugiesische Kapitän Gomez war schwarz gewesen. Er ging an Land, schnappte sich fast sechzig Indianer, um sie als Sklaven zu verkaufen, und verschwand dann wieder hinter dem Horizont. Doch es war die Ankunft eines anderen Mannes gewesen, der für die Menschen am großen Nordfluss und dessen Ästuar alles verändert hatte.

Henry Hudson war ein Engländer gewesen, den ausgerechnet die niederländischen Rivalen beauftragt hatten, eine kürzere, östliche Route nach China zu finden. Nachdem er sich die sagenhafte Nordostpassage über Russland angesehen hatte und zu dem Schluss gelangt war, sie taue nichts, hatte er, unter Missachtung seiner Befehle, kehrtgemacht, den Atlantik überquert und stattdessen nach einer Nordwestpassage gesucht. Es war Hudson, der sich in die Bucht unterhalb von Manhattan wagte und den großen Fluss mehrere Tage lang stromaufwärts segelte, bis er sich sagte: »Das ist nicht der Weg nach China.«

»Es geht da vielleicht nicht nach China«, erklärte er seinen niederländischen Auftraggebern nach seiner Rückkehr, »aber es ist ein herrliches Land. Und voller Biber.«

Und die Menschen von Mittel- und Nordeuropa hatten eine unstillbare Gier nach Bibern.

»Der Biber«, erklärte van Dyck oft seinen Kindern, »ist ein höchst nützliches Geschöpf. Biberöl heilt Rheumatismus, Zahnweh und Magenschmerzen. Biberhoden, pulverisiert und in Wasser aufgelöst, können einem Idioten die Vernunft zurückgeben. Das Fell des Tieres ist dicht und warm.« Aber wonach es die Männer wirklich verlangte, war die weiche Unterwolle unter den Grannenhaaren. Und warum? Weil sie zu Filz verarbeitet werden konnte.

Hüte. Jeder wollte einen Filzhut haben, wenngleich sich nur reichere Zeitgenossen einen leisten konnten. Er war das Feinste vom Feinsten. Die Handwerker, die sie herstellten, wurden manchmal verrückt, vom Quecksilber vergiftet, das sie verwendeten, um die Grannenhaare von der Unterwolle zu trennen. Und vielleicht, gestand sich van Dyck ein, war die ganze Sache ziemlich verrückt – dass eine ganze Kolonie, möglicherweise sogar ein Imperium, entstehen konnte, damit Männer ihr Leben aufs Spiel setzten und ihrerseits töteten – und alles nur wegen einer Hutmode. Die Nordostküste Amerikas mochte wegen der nordatlantischen Fischgründe kolonisiert worden sein, aber die gewaltige Bucht von Neu-Amsterdam und die Ufer des großen Nordflusses verdankten ihre Besiedlung dem Biberhut.

Und aus Dankbarkeit gegenüber dem unerschrockenen Seefahrer und Entdecker nannten van Dyck und andere Fellhändler den großen Strom häufig nicht den Nord-, sondern »Hudsons Fluss«.

~

»Da ist es. Neu-Amsterdam.« Der Holländer lächelte, als er seine Tochter aufgeregt erschauern sah. Weiter vorne ragte die Südspitze Manhattans in die unermessliche wässrige Weite der Bucht hinein. Meeresvögel kreisten über den Wellen. Die Luft war auf belebende Weise mit Salz gesättigt.

Bleiche Feder starrte auf die großen Flügel der Windmühle und die gedrungene Masse des Forts, das über die Wasserfront wachte. Während sie die Spitze von Manhattan umfuhren, wo die Giebelhäuser der Kaufleute sich in mehr oder weniger ordentlichen Reihen aufgestellt hatten, machte van Dyck sie auf einzelne Sehenswürdigkeiten aufmerksam.

»Siehst du die Häuser dort nah beim Fort? Früher, bevor die Weißen kamen, hatten deine Leute dort ein Lager. Sie haben solche Haufen von Austernschalen zurückgelassen, dass wir das *de Parel Straet* genannt haben – die Perlenstraße. Dieses helle Haus dort drüben gehört Stuyvesant. Es heißt die Weiße Halle.«

Als sie die Südspitze passiert hatten, bogen sie in den langen, breiten Kanal ein, der entlang der Ostseite von Manhattan verlief. Obwohl kein eigentlicher Fluss, war die Wasserstraße als der East River, Ostfluss, bekannt. Van Dyck deutete auf die Landfläche jenseits davon.

»*Breukelen*.« Die Niederländer hatten die Siedlung nach einem Ort in der Nähe von Amsterdam getauft.

»Das Land meines Volkes«, sagte das Mädchen.

»War es mal.«

Den Hafenkai hatte man an der Ostseite der Landspitze errichtet. Das Kanu hielt darauf zu. In der Nähe ankerten mehrere Schiffe im Ostfluss. Als der Niederländer und das Indianermädchen die Landungsstelle erreichten, wandten sich ihnen neugierige Augen zu.

Es dauerte nicht lange, die Felle in zwei geräumige Handkarren zu verladen, die sie zum großen Lagerhaus der Westindien-Kompanie schaf-

fen würden. Van Dyck ging neben den Karren her, die leichtfüßige Bleiche Feder an seiner Seite. Er grüßte Männer, die er kannte, mit einem kurzen Nicken. Am Kai waren die verschiedensten Leute zu sehen: Matrosen in offenen Blusen, Kaufleute in weiten Schlumperhosen, sogar ein Prediger, ganz in Schwarz, auf dem Kopf einen hohen, kegelförmigen, breitkrempigen Hut. Als sie sich vom Ufer entfernten, kamen ihm zwei holländische Kaufleute entgegen, Springsteen und Steenburgen, nicht unvermögende Männer, denen man ein paar Minuten für den Austausch von Höflichkeiten widmen musste.

»Erst vorhin hat Ihre Frau sich am Fort mit Stuyvesant unterhalten, Mijnheer van Dyck«, bemerkte Springsteen.

»Sie könnten ihr jeden Augenblick begegnen«, warnte Steenburgen.

Van Dyck fluchte innerlich. Gestern hatte der Plan noch so einfach ausgesehen. Seine Männer würden sein Boot und das indianische Kanu löschen. Die Indianer würden mit der Rückfahrt warten, bis die Flut käme. Das würde ihm genügend Zeit lassen, Bleiche Feder im Städtchen herumzuführen und ihr – als glücklichen Höhepunkt der gemeinsam verbrachten Zeit – ein paar holländische Kekse zu schenken. Dann würden die Indianer sie wieder den Fluss hinaufpaddeln, und er würde heim zu Frau und Kindern gehen.

Eigentlich wartete Margaretha, wenn sie erfuhr, dass er gelandet war, immer geduldig zu Hause, weil sie wusste, dass er zuerst Geschäftliches im Lagerhaus zu erledigen hatte. Daher hatte er nicht damit gerechnet, dass sie heute unten beim Fort sein würde.

Nun, er würde das Versprechen, das er seiner Tochter gegeben hatte, halten, aber er würde vorsichtig sein müssen.

»Komm, Bleiche Feder«, sagte er.

Es war nicht einfach, Bleiche Feder die Örtlichkeiten zu zeigen und zugleich nach seiner Frau Ausschau zu halten. Aber seine Tochter schien ganz zufrieden zu sein. Ihm wurde bewusst, dass er stolz auf die Stadt war. Man konnte nicht bestreiten, dass Stuyvesant etwas daraus gemacht hatte. Der breite, schlammige Uferstreifen war zum Teil mit Kopfstein gepflastert worden. Selbst im Zentrum, nahe dem Marktplatz, hatten die Giebelhäuser nach hinten hinaus weitläufige, gepflegte Gärten.

Die beiden gingen die Ostseite entlang, Richtung Norden, überqueren den kleinen Kanal und erreichten das Rathaus, das *Stadt Huys*. Es war ein großes Gebäude mit einer mittigen Pforte, drei Reihen von Fenstern, zwei weiteren im steilen Giebel und einer kleinen Dachterrasse. Es stand in einer Reihe weiterer Gebäude, die phlegmatisch, genau wie viele niederländische Handelsherren, auf den Ost-Fluss hinaussahen. Vor dem Stadt Huys erhob sich ein Pranger mit zwei hölzernen Fußfesseln. Van Dyck musste Bleiche Feder erklären, wie Übeltäter zum Zweck ihrer öffentlichen Demütigung in den Pranger geschlossen wurden.

»Dort drüben« – er zeigte weiter das Ufer hinauf – »haben wir auch einen Galgen, wo Menschen wegen schwererer Verbrechen mit einem Strick erdrosselt werden.«

»Mein Volk kennt keinen solchen Brauch«, sagte sie.

»Ich weiß«, antwortete er freundlich.

Sie waren gerade kurz vor einer Schenke stehen geblieben, in der einige Seeleute saßen, als ihnen – von ihrem weiten Kleid umflossen, eine Pfeife in der Hand – Margaretha van Dyck entgegengeschlendert kam.

~

Margaretha starrte ihren Mann und das kleine Mädchen an. Es war erst ein paar Minuten her, dass Mijnheer Steenburgens Frau ihr eröffnet hatte, Dirk van Dyck sei in der Stadt. Es konnte auch nur Einbildung gewesen sein, aber als die Frau ihr diese Mitteilung gemacht hatte, meinte Margaretha ein leichtes Funkeln in ihren Augen zu sehen – die Sorte Blick, mit dem man eine verheiratete Frau bedachte, deren Ehemann in Gesellschaft einer anderen Frau gesehen worden war –, und dies hatte sie wachsam gemacht.

Würde Dirk ihr so etwas antun, in aller Öffentlichkeit? Eine plötzliche kalte Angst hatte sie erfasst, aber sie hatte sich zusammengenommen und der Frau zugelächelt, als habe sie ihren Mann ohnehin an diesem Tag erwartet.

Und da stand er mit einem Indianermädchen. Immerhin, sie konnte kaum seine Geliebte sein. Aber für eine reinblütige Indianerin war sie vielleicht etwas ... zu blass.

»Du bist wieder da«, sagte sie und umarmte ihn flüchtig. Dann trat sie einen Schritt zurück.

»Ja. Wir haben erst am Lagerhaus abgeladen.«

Sah er nervös aus? Ja, ein wenig, fand sie. »War deine Reise erfolgreich?«

»Sehr sogar. So viele Felle, dass ich zusätzlich ein Indianerkanu brauchte, um sie alle herzuschaffen.

»Das ist gut.« Sie starrte Bleiche Feder an. »Wer ist dieses Mädchen?«

Dirk van Dyck warf Bleiche Feder einen Blick zu und fragte sich, ob sie den Verlauf des Gesprächs verstand oder erahnte. Ein paar Indianer sprachen Niederländisch, aber seiner Tochter gegenüber hatte er immer ihre Muttersprache verwendet. Er sandte ein stummes Stoßgebet zum Himmel.

»Sie ist mit den Indianern im Kanu mitgekommen«, antwortete er ruhig. »Gehört zum Schildkröten-Clan.«

Bei den dortigen Indianerstämmen wurde die Zugehörigkeit zu einem Clan über die weibliche Linie vererbt. Man gehörte also dem Clan seiner Mutter an.

»Ich stehe mit dem Schildkröten-Clan in freundschaftlichen Beziehungen.«

Margaretha betrachtete Bleiche Feder nachdenklich.

»Kennst du ihre Mutter?«

»Nein.« Van Dyck schüttelte den Kopf. »Sie ist tot.«

»Das Kind sieht wie ein Halbblut aus.«

Hatte sie es erraten? Er spürte Angst in sich aufsteigen, die er aber rasch unterdrückte.

»Finde ich auch.«

»Der Vater?«

»Wer weiß?« Er zuckte die Schultern.

Seine Frau zog an ihrer Pfeife.

»Diese Indianerinnen sind ja alle gleich«, sagte sie abschätzig.

Es war seltsam, überlegte van Dyck. Trotz ihres kalvinistischen Glaubens hatten Niederländerinnen recht oft Liebschaften vor der Heirat, und das wurde toleriert. Aber nur weil ein paar Indianerinnen, de-

ren Volk die Weißen alles abgenommen hatten, jetzt gezwungen waren, in den Hafestädten für ein paar Münzen, deren Wert sie nicht kannten, ihren Körper zu verkaufen, war seine Frau imstande zu glauben, jede indianische Frau sei eine gewöhnliche Hure.

»Nicht alle«, sagte er ruhig.

»Sie ist ein hübsches Kind.« Margaretha stieß Rauch aus dem Mundwinkel aus. »Jammerschade, dass ihr gutes Aussehen nie lange hält.«

Hatte sie recht? Würde die Schönheit seiner kleinen Tochter schon zu seinen Lebzeiten verblassen?

Er sah, dass Bleiche Feder wie benommen vor sich hinstarrte. Lieber Gott, hatte sie verstanden, was sie sagten? Oder hatte sie es aus dem Ton ihrer Stimmen erraten?

Dirk van Dyck liebte seine Frau. Vielleicht nicht so sehr, wie es sich für einen Ehemann gehörte, aber sie war auf ihre Art durchaus eine gute Frau und ihren Kindern eine gute Mutter. Vermutlich war keine Ehe vollkommen, und woran auch immer es auf seiner Seite hapern mochte – sie war daran ebenso schuld wie er selbst. Er war ihr treu gewesen, meistens jedenfalls – wenn man von Bleiche Feders Mutter absah, und die betrachtete er als einen Sonderfall.

Eigentlich gab es keinerlei Grund, warum Margaretha auf die Idee kommen sollte, Bleiche Feder sei seine Tochter. Keinen Grund außer ihrem weiblichen Instinkt.

»Bring sie nicht mit nach Hause«, sagte Margaretha ruhig.

»Natürlich nicht«, hörte er sich selbst sagen.

Sie hatte es erraten. Er war sich nahezu sicher. Würde sie ihm Vorwürfe machen, wenn er nach Hause kam? Würde sie ihm eine Szene machen? Vielleicht. Aber dann würde er höchstwahrscheinlich alles bestreiten, wodurch sie als die Dumme dastehen würde. Und dazu war sie zu stolz.

»Schick sie weg«, sagte Margaretha entschieden. »Deine Kinder warten auf dich.« Sie wandte sich ab.

Er konnte ihr diese Strenge nicht übel nehmen. Ja, er bewunderte sie sogar. Sie betrug sich würdevoll, hielt ihre Familie zusammen. Dann aber sah er Bleiche Feder an.

Sie starrte noch immer vor sich hin, doch die nackte Erschütterung in ihrem Gesicht sprach Bände. Sie brauchte ihre Worte nicht zu verstehen. Der Ton ihrer Stimmen und ihre Mienen waren klar genug. Die magische Zeit, die er ihr versprochen hatte, verwandelte sich in eine Leidenszeit. Ohne es zu wollen, hatte er sie verraten und gedemütigt. Eine Woge der Reue spülte über ihn hinweg. Er konnte sie nicht so verlassen.

Margaretha entfernte sich bereits. Mochte er seiner Frau auch Schmerz zugefügt haben – es war nun einmal geschehen. Außerdem war sie eine erwachsene und starke Frau. Während das Mädchen an seiner Seite ein unschuldiges Kind war. Er dachte fieberhaft nach.

»Ich habe noch Geschäftliches zu erledigen, Greet, wenn die Indianer erst weg sind«, rief er ihr nach. »Ich muss rauf zu Smits Bouwerij. Du weißt noch, ein Viertel der Felle sind für ihn.« Es war die Wahrheit, dass er den Landwirt aufsuchen musste, allerdings hatte er eigentlich nicht vorgehabt, schon heute zu ihm zu reiten. »Sag den Kindern, dass wir uns morgen sehen.«

»Und wann hast du vor, wieder abzureisen?« Sie hatte sich umgedreht.

»Abzureisen?« Er lächelte. »Die nächsten paar Monate jedenfalls nicht.«

Margaretha nickte. War sie besänftigt?

»Dann bis morgen«, sagte sie.

Für eine Weile sprachen weder er noch Bleiche Feder ein Wort. Am liebsten hätte er ihr den Arm um die Schultern gelegt, sie getröstet, aber das wagte er nicht. Schweigend schritten sie die Straße entlang, bis das Mädchen fragte: »Das ist deine Frau?«

»Ja.«

»Ist sie eine gute Frau?«

»Ja, das ist sie.«

Sie schwiegen wieder eine Weile.

»Wirst du mich jetzt zurückschicken?«

»Nein.« Er lächelte sie an. »Komm mit mir, meine Tochter«, sagte er.

~

Seine Vorbereitungen hatte er in einer knappen Stunde erledigt. Er schickte einen seiner Männer los, sein Pferd zu holen, kaufte einige Lebensmittel und zwei Decken. Nachdem er den Indianern einige Anweisungen erteilt hatte, brachen er und Bleiche Feder auf.

Die Hauptausfallstraße aus Neu-Amsterdam war ein breiter Fahrweg, der am Marktplatz vor dem Fort begann und nach Westen hinauf bis zum Wall führte. Van Dyck ritt langsam. Bleiche Feder genoss es, an seiner Seite zu gehen. Bald wichen die Holländerhäuser lieblichen Obst- und Blumengärten. Sie erreichten den Wall und verließen die Stadt durch das Tor mit einer steinernen Bastei. Der breite Weg zog sich noch ein paar hundert Ellen weiter geradeaus hin, vorbei an einem Friedhof und einer Mühle. Dann bog die Fahrspur nach rechts ab. Den Ost-Fluss entlang kamen sie an einer kleinen Tabakplantage und einem Sumpf vorbei. Kurz danach war zu ihrer Linken ein großer Teich. Und von dort führte der Fahrweg geradeaus nach Norden bis zum oberen Ende der Insel.

Die Insel Manhattan war ein seltsames Gebilde: nur ein, zwei Meilen breit, aber dreizehn Meilen lang. Eine Wildnis von Marschen, Wiesen und Wäldern, mit Hügeln und felsigen Auswüchsen gesprenkelt, war sie für die Indianer ein ideales Jagdgebiet gewesen. Ja, der Fahrweg, den sie entlangzogen, war einst ein Indianerpfad gewesen.

*Manates* hatten die Indianer geheißen, die einst diese Insel bewohnt hatten. Aber sie waren nur eine von zahllosen Algonkin sprechenden Gruppen gewesen, die in der Region siedelten. In Breukelen etwa, jenseits des Ost-Flusses, lebten die Canarsee-Indianer; auf der anderen Seite der Bucht, in der Nähe des breiten Stück Landes, das die Niederländer Staaten Eylandt nannten, wohnten die Raritan. Folgte man dem großen Fluss nach Norden, traf man auf die Hackensack und die Tappan. Von Anfang an hatten die Weißen erkannt, dass alle diese Menschen schön waren: die Männer hochgewachsen und anmutig, die Frauen mit fein geschnittenen Zügen. Als van Dyck auf das Mädchen hinabschaute, spürte er eine Regung von Stolz.

Nur wenige Weiße hielten es für nötig, sich mit den Indianern näher zu befassen, um sie ein wenig zu verstehen. Und hätte *er* es getan, fragte er sich, wenn die Mutter des Mädchens nicht gewesen wäre?

Selbst die Siedlung auf Manhattan war aus einem Missverständnis hervorgegangen. Als die dort ansässigen Indianer einen Packen Waren von Pierre Minuit angenommen hatten, war die Abmachung für sie klar gewesen: Die Weißen gaben ihnen das übliche Geschenk für das Recht, ein, zwei Jahreszeiten lang ihre Jagdgründe nutzen zu dürfen. In europäischen Begriffen hätte man das als Pachtzahlung bezeichnen können. Da die Indianer keinen individuellen Landbesitz kannten, wäre ihnen die Idee, dass Minuit ihnen das Land für alle Zeiten abkaufen wollte, nie in den Sinn gekommen. Nicht dass es die braven Bürger von Neu-Amsterdam sonst groß gekümmert hätte, dachte van Dyck bitter. Die niederländische Vorstellung von Grundeigentum war pragmatisch: Saß man erst drauf, besaß man es auch.

Kein Wunder, dass es im Laufe der Jahre immer wieder mal Reibereien gegeben hatte, wenn erzürnte Indianer angriffen. Abgelegene Siedlungen am Fluss waren gezwungenermaßen aufgegeben worden. Selbst hier auf Manhattan hatten zwei holländische Weiler – Bloemendaal, ein paar Meilen die Westseite hinauf, und Nieuw-Haarlem im Norden – schwere Schäden erlitten.

Aber am Ende eignete sich der Weiße Mann immer mehr Land an. Niederländischen *patroons* wurden flussaufwärts ausgedehnte Gebiete zugesprochen. Ein Schwede namens Jonas Bronck, der auch eine Weile in den Niederlanden gelebt haben sollte, hatte die dort ansässigen Indianer bezahlt, damit sie seinen riesigen Batzen Land, unmittelbar nördlich von Manhattan, räumten. Ein paar kleine Gruppen von Indianern schlugen sich noch auf Broncks Land und in den wilderen Teilen von Manhattan mehr schlecht als recht durch. Das war alles.

Van Dyck und seine Tochter waren ungefähr fünf Meilen weit den Weg entlanggezogen und hatten ein waldiges Gebiet in der Mitte der Insel erreicht, als er entschied, es sei Zeit zu essen. Sie schlugen einen schmalen Pfad ein, der an kleinen Talsenken und zutage getretenen Auswüchsen von Grundgestein vorbei nach Westen führte, bis sie zu einer Lichtung gelangten, wo Walderdbeeren wuchsen. Van Dyck saß ab und band sein Pferd an einem Bäumchen an. Er breitete eine Decke auf dem Boden aus und forderte Bleiche Feder auf, sich zu setzen.

»Jetzt«, sagte er lächelnd, »wollen wir mal sehen, was dein Vater gekauft hat.«

Es war überhaupt nicht schwierig gewesen, Maisgrieß, Rosinen, Hickory-Nüsse und ein paar Stücke Räucherfleisch zu bekommen – die Zutaten zu der Mixtur, die die Indianer *pimikan* nannten. Dazu niederländischen Krautsalat und Roggenbrot. Aber er hatte auch ein paar niederländische Leckereien gekauft – Pralinen und Kekse –, die jedem Kind geschmeckt hätten. Seite an Seite teilten sich Vater und Tochter zufrieden die Mahlzeit. Sie hatte gerade ihren ersten Keks gegessen, als sie sich zu ihm wandte und fragte: »Meinst du, ich sollte mir eine Tätowierung machen lassen?«

Van Dyck blieb kurz stumm. Was für eine entzückende Erscheinung sie war! Ihre kleinen Füße steckten in Mokassins, ihr langes schwarzes Haar war hinten mit einer Lederschnur zusammengebunden. Wie die meisten Indianermädchen ihres Alters bedeckte sie in den warmen Monaten des Jahres nur den unteren Teil ihres Körpers mit einem knielangen Rock aus Hirschleder. Abgesehen von dem kleinen Anhänger war ihr Oberkörper nackt; ihre Brüste hatten noch nicht angefangen zu wachsen. Ihre Haut – durch eine hauchdünne Schicht Waschbärfett gegen Sonne und Mücken geschützt – war makellos. In ein paar Jahren würde sie wahrscheinlich einen Hauch rote Farbe auf ihre Wangen auftragen und die Augen dunkel umranden. Aber bis dahin, hoffte er, würde sie genau das vollkommene kleine Mädchen bleiben, das sie war. Nicht dass die indianischen Frauen so große Tätowierungen wie die Männer getragen hätten. Aber trotzdem ...

»Ich glaube, du solltest besser warten«, sagte er vorsichtig, »bis du verheiratet bist, und dann eine Tätowierung aussuchen, die deinem Mann gefällt.«

Sie überlegte und nickte.

»Ich werde warten.«

Sie saß stumm da, aber er hatte den Eindruck, dass sie über etwas nachdachte. Nach einer Weile schaute sie zu ihm auf.

»Hast du jemals einen Bären getötet?«

Der Übergangsritus. Um ein Mann zu werden, musste bei ihrem Volk jeder Junge einen Hirsch erlegen – es war der Beweis dafür, dass er fähig

sein würde, eine Familie zu ernähren. Aber um zu beweisen, dass er wirklich furchtlos war, musste er die weit schwierigere und gefährlichere Aufgabe bewältigen, einen Bären zu töten. Erst wenn ein Mann das vollbracht hatte, war er ein richtiger Krieger.

»Ja«, antwortete er. Sieben Jahre zuvor, tief im Irokesengebiet, hatten ihn die Indianer gewarnt: Auf dem Gebirgspfad, den er nehmen wollte, seien schon einige Männer angefallen worden. Normalerweise griffen Bären Menschen nicht an, aber wenn sie es einmal doch taten, waren sie fürchterlich. Er war also vorbereitet gewesen. Aber als die Bestie plötzlich auftauchte und wütend auf ihn losstürmte, war es reines Glück gewesen, dass er es geschafft hatte, sie mit dem einen Schuss aus seiner Muskete auf der Stelle zu töten. »Es war ein Schwarzbär«, erklärte er ihr, »in den Bergen.«

»Hast du ihn allein getötet?«

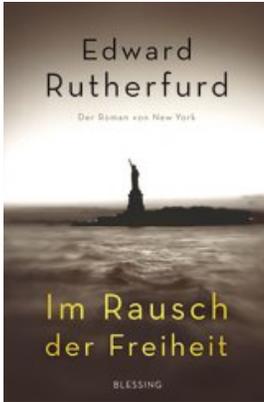
»Ja.«

Sie sagte nichts, aber er sah ihr an, dass es sie freute, dass ihr Vater ein richtiger Krieger war.

Es war noch immer früher Nachmittag. Das Sonnenlicht drang durch das Laub auf die grasigen Hänge, auf denen die Erdbeeren wuchsen. Von Frieden erfüllt, legte er sich auf den Rücken. Der Plan war ihm plötzlich spontan eingefallen: den ganzen Tag mit Bleiche Feder zu verbringen. Am nächsten Morgen würden die Indianer mit dem Kanu am Nordende der Insel anlegen und sie wieder den Fluss hinauf mitnehmen. Dann konnte er über Smits Bouwerij zurückreiten und noch lange vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein. Es war ein guter Plan, und sie hatten jede Menge Zeit. Er schloss die Augen.

Er hatte vielleicht ein paar Minuten gedöst, als er sich aufsetzte und merkte, dass Bleiche Feder verschwunden war.

Er schaute sich um. Nichts von ihr zu sehen. Er runzelte die Stirn. Einen Moment lang verspürte er einen Stich von Angst. Was, wenn ihr etwas zugestoßen war? Er wollte gerade nach ihr rufen, als er eine winzige Bewegung wahrnahm. Vielleicht hundert Schritte von ihm entfernt, im Gehölz, hatte eine Hirschkuh den Kopf gehoben. Instinktiv erstarrte van Dyck und gab keinen Ton von sich. Die Hirschkuh äugte in seine Richtung, sah ihn aber nicht. Das Tier senkte den Kopf wieder.



Edward Rutherford

### **Im Rausch der Freiheit**

Der Roman von New York

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 1152 Seiten, 15,0 x 22,7 cm  
4 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-89667-439-5

Blessing

Erscheinungstermin: April 2012

Nach seinen großen London- und Dublin-Romanen entfaltet Rutherford ein packendes Panorama von New York

Edward Rutherford erzählt von mutigen Frauen und mal klugen, mal gerissenen Männern, die die große Freiheit von New York, den Glanz und das Elend dieser pulsierenden Metropole bis zur Neige ausgekostet haben: Da sind die van Dycks, niederländische Einwanderer, die ihren Aufstieg dem Pelzhandel mit den Indianern verdanken. Da sind die aus England stammenden Masters, eine puritanische Kaufmannsfamilie, die während des Aufstands der amerikanischen Kolonien gegen das Mutterland und später auch durch die Sklavenfrage und den Bürgerkrieg zu zerreißen drohte. Aus Deutschland schließlich wanderten im 19. Jahrhundert die Kellers ein, eine Familie von Lebenskünstlern, Gelehrten und Künstlern, die sich in den Roaring Twenties in den Flüsterkneipen und Jazzbars vergnügte. Die schönste, aber auch die tragischste Liebesgeschichte bleibt jedoch den Carusos vorbehalten, die 1901 aus Neapel aufbrachen, sich im Little Italy genannten Stadtteil ansiedelten und anfangs vom Großstadtleben überfordert schienen.

Rutherfordds farbenprächtiges Familienepos zeichnet die Geschichte New Yorks von seiner Gründung bis in unsere Zeit nach. Zahlreiche historische Persönlichkeiten wie George Washington, Abraham Lincoln, Theodore Roosevelt oder der legendäre Bankier und Großunternehmer J. P. Morgan werden dem Leser in Nahaufnahme porträtiert. Und immer wieder wird deutlich, wie sehr auch deutsche Einwanderer – der aufsässige Gouverneur Johann Jakob Leisler, der unbeugsame Drucker J. P. Zengen oder der Multimillionär Johann Jakob Astor – die Geschichte dieser faszinierenden Stadt prägten.